

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Sagen und alte Geschichten der Mark Brandenburg

Schwartz, Wilhelm

Stuttgart, 1903

Berlin und Umgegend

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-250

Berlin und Umgegend

1. Alte Berliner Wahrzeichen

Früher wußte man in Berlin noch von alten Zeiten her viel Geschichten zu erzählen, die sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt hatten. Jetzt aber, wo jahrein jahraus so viele Tausende von außerhalb hereingezogen, da ist alles anders geworden, und die wenigsten wissen zum Beispiel noch, was „die Rippe am Molkenmarkt“ zu bedeuten oder was es mit dem sogenannten „Jungfernkissen“ im Schloß für eine Bewandnis gehabt haben sollte, oder warum an der Statue des Großen Kurfürsten, wie man behauptete, vorn ein Kind vor dem Kurfürsten auf dem Pferde sitzt und dergleichen mehr.

Die Rippe,

so heißt nämlich ein Haus in Alt-Berlin an der Ecke des Molkenmarktes und der Molkenstraße, an dem ein paar gewaltige Knochen angebracht sind. Diese hielt man für das Schulterblatt und die Rippe eines Riesen, und deshalb nannte man das Haus schlechtweg die Rippe. Der Riese soll aber, erzählt die Sage, von einem Erdenwurm — so nannten die Riesen in ihrem Übermut die Menschen — hier erschlagen und so groß gewesen sein, daß sein Leib nicht auf einem Kirchhofs Platz hatte, daher man ihn denn zerstückeln und auf allen Kirchhöfen Berlins habe begraben müssen; ein Paar seiner Knochen habe man aber an dem Hause als Wahrzeichen aufgehängt.¹⁾

Das Jungfernkissen

aber befand sich, wie es heißt, im Schlosse in dem kleinen Turm, welcher an der Spree liegt, den man wegen der grünen Farbe seines spitzen Kupferdaches von alters her „den grünen Hut“ nennt. Da soll zu der alten Kurfürsten Zeiten das heimliche Gericht gewesen sein. Es war eine Jungfrau ganz von Eisen, deren Arme waren Schwerter, und am ganzen Leibe links und rechts waren auch solche angebracht. Der zum Tode Verurteilte mußte nun auf eine steinerne Platte dicht vor sie hintreten, dann schlossen sich durch ein Räderwerk die Arme sowie die Schwerter und umfingen den Unglücklichen und zerschnitten ihn. Der zerhackte Leichnam fiel aber durch eine Vorrichtung hinab in die Tiefe und gelangte so in die Spree. Von dem, der dorthin kam, sagte man, er müsse die Jungfer „küssen“, und so nannte man das Ganze das „Jungferküssen“ oder, wie der Berliner spricht, „das Jungfernkissen“.²⁾

Das Kind an der Statue des Großen Kurfürsten, welches er angeblich vor sich auf dem Pferde haben soll, stammt aber der Sage nach daher.

Als der Große Kurfürst regierte, war ein gewaltiger Religionskrieg, in dem das Morden kein Ende hatte, so daß selbst oft die Kinder in der Wiege nicht geschont wurden. Nun kam der Große Kurfürst einmal, heißt es, durch ein brennendes, von seinen Bewohnern verlassenes Dorf und fand in einem Hause ein Kind in einer Wiege, das lachte ihn so freundlich an. Da hat er es aus Mitleid aufgenommen und vor sich aufs Pferd gesetzt und befohlen, daß man aufhören solle mit Morden. Daher soll jenes Wahrzeichen stammen.

Einige behaupten aber, das sei nicht in jenem Kriege, sondern am Tage der Schlacht von Fehrbellin gewesen, als der Kurfürst die in die Mark eingefallenen Schweden aus dem Lande jagte. Da habe er in einem von den Leuten verlassenen Dorfe, durch das er gekommen, das Kind weinend vor einer Hütte gefunden und mit sich aufs Pferd genommen. Darum hat ihn dann, heißt es, auch in der Schlacht keine Kugel getroffen; das Kind ist sein Schutzgeist gewesen und deshalb soll es an der Statue angebracht sein.³⁾

Die Statue hat aber noch ein anderes Merkmal, das auch nicht jeder weiß. Das Pferd des Großen Kurfürsten hat keine Hufeisen. Die hatte der Meister, welcher die Statue gegossen hat, angeblich vergessen, und als er nachträglich es bemerkte, soll er sich deshalb von der Brücke in die Spree gestürzt haben.⁴⁾

In der Neujahrnacht übrigens, hieß es immer, dreht sich der Große Kurfürst in der Mitternachtsstunde auf seinem Postament um.

Außer den erwähnten Wahrzeichen gibt es aber noch eines aus der Zeit der alten Markgrafen, das ist

das steinerne Kreuz an der Marienkirche.

Das haben die Berliner zur Strafe setzen müssen, weil das Volk dort einmal einen Propst von Bernau erschlagen hat. Der hatte sich, heißt es, durch die Hartherzigkeit verhaßt gemacht, mit der er die Zehnten eintrieb. Wie er nun einmal — es war gerade Markt und viel Volks zusammengeströmt — wieder heftig gegen die Berliner von der Kanzel losgezogen war und aus der Kirche trat, brach der Unwille gegen ihn los. Von Schimpfreden kam es zu

Tätlichkeiten, und schließlich erschlugen sie ihn. Das ist aber den Berlinern teuer zu stehen gekommen. Der Papst hat sie in den Bann getan — es war nämlich noch zur katholischen Zeit — und es hat ihnen viel Geld gekostet, daß sie sich wieder aus demselben lösten.

Die übrigen Wahrzeichen stammen aus der Zeit der preussischen Könige.

Da sind zunächst in der Klosterstraße

die Löwen an der Parochialkirche

zu erwähnen. Dieser gibt das Volk den Namen „die Singuhr“. In ihrem Turm hat sie nämlich ein schönes Glockenspiel und oben am Turme sind an den vier Ecken Löwen angebracht. Die Sage berichtet nun, die hätten früher alle Stunden auch noch zu dem Glockenspiel gebrüllt; der Magistrat aber habe nicht gewollt, daß es noch ein zweites derartiges Kunstwerk in der Welt gäbe und habe deshalb dem Meister, der es angefertigt, die Augen ausstechen lassen, damit er nicht noch ein solches baue. Da hat er denn gebeten, man möge ihn nur noch einmal nach dem Turme führen, und wie er oben gewesen, hat er an einer Schraube gedreht, und seit der Zeit sind die Löwen verstummt und brüllen nicht mehr.⁵⁾ —

In der Heiligengeiststraße, an dem Hause Nr. 38, da ist

der Neidkopf;

der rührt von König Friedrich Wilhelm I., dem Vater des alten Fritz, her. In dem Hause wohnte nämlich zur Zeit dieses Königs ein armer Goldschmied, der aber von früh bis spät fleißig bei der Arbeit war. Der König, der sich um alles bekümmerte, hatte dies bei seinen Spaziergängen wohl bemerkt und suchte den Meister in seiner Werkstatt

auf. Als er auch einen geschickten Mann in ihm erkannte, gab er ihm verschiedenes zu arbeiten. Wie er nun wieder einmal bei ihm war, um nachzusehen, wie die Arbeit von statten ging, sah er in dem gegenüberstehenden Hause ein Frauenzimmer im Fenster liegen, welches die häßlichsten Grimassen schnitt und immer hinübersah. Da fragte er, was das bedeute, und als er hörte, daß es die Frau eines reichen Goldschmieds sei, der da drüben wohne, und daß die Frau dem armen Goldschmied aus Neid, weil der König ihm seine Kundschaft zugewandt, täglich solche Grimassen schneide, beschloß er, sie zu bestrafen. Er ließ dem armen Goldschmied statt seines kleinen Hauses ein stattliches aufführen und über der Thür „einen weiblichen Kopf mit Schlangenhaaren und verzerrtem Antlitz“ anbringen, damit die mißgünstige Frau so ein Neidgesicht als Warnung immer vor Augen habe. Deshalb nennt man es auch den „Neidkopf“. —

Ein anderes Wahrzeichen, das aus der Zeit Friedrich Wilhelms I. herrührt, findet sich noch an dem Hause Wallstraße Nr. 25, wo über dem Eingang ein Mann mit einem Tor oder einer Thür auf dem Rücken abgebildet ist. Das ist

der sogenannte Simson.

Die Gelehrten sagen, es sei dies Bild zum Andenken angebracht, weil dort, wo das Haus jetzt steht, früher das alte Köpnick'sche Tor gestanden habe, welches im Jahre 1735 abgebrochen wurde, und da habe denn das Haus, welches da gebaut worden, den „Simson, der die Torflügel fortträgt“, als Wahrzeichen erhalten. Im Volke aber erklärt man das Bild und seinen Ursprung anders. In dem Hause, heißt es nämlich, wohnte im vorigen Jahrhundert ein

armer Schuhmacher, der hat einmal in der Lotterie gespielt, und damit das Los nicht fortkam, namentlich die Kinder es ihm nicht verbrachten, hat er dasselbe an die Thür geklebt. Da blieb ihm nun, als das Los wirklich mit einem großen Gewinn herauskam, weiter nichts übrig, als die Thür auf den Rücken zu nehmen und so zum Lotteriegäude zu gehen. Zum Andenken daran, heißt es dann weiter, habe er das Bild an dem Hause anbringen lassen, das ihn darstellen sollte, wie er mit der Thür auf dem Rücken nach der Lotterie wanderte.

Aus der Zeit Friedrichs des Großen stammt aber

das Haus mit den 99 Schafsköpfen

— denn so viele sollen es ursprünglich gewesen sein —, welches am Alexanderplatz zwischen der König- und Landsbergerstraße steht und an einem goldenen Hirsch, der an der Front angebracht, weithin kenntlich ist.

Der König hat nämlich dieses Haus, wie so manche in Berlin und Potsdam, bauen lassen. Der Mann, dem er es baute, soll aber, wird erzählt, ein etwas unverschämter Gesell gewesen sein und den König stets mit neuen Bitten belästigt haben. Bald wollte er dies, bald das an dem Hause noch gemacht haben. Schließlich quälte er den König noch damit, daß er gern allerhand „Verzierungen“ angebracht haben wollte. Der König hieß ihn gehen, indem er sagte, er werde schon für passende sorgen, und gab nun, heißt es, dem Baumeister den Befehl, eben jene 99 Schafsköpfe an der Fassade des Hauses anzubringen. Bestürzt kam der Mann, als dies geschehen, zum König gelaufen; der aber fertigte ihn mit der Bemerkung ab, er habe ja „Verzierungen“ gewollt; daß sie nicht nach seinem Geschmack wären, dafür könne er nicht, und wenn die Köpfe ihm nicht

genug wären, solle er sich nur selbst noch ins Fenster legen, dann wäre das Hundert voll.⁶⁾ —

An das Denkmal Friedrich Wilhelms III. im Tiergarten hat sich auch schon eine Sage geheftet. Eine Marmorader auf dem Stiefelblatt des Königs hat den Glauben erzeugt, das solle eine Flicke oder, wie der Berliner sagt, „einen Kiester“ bedeuten. Der Künstler habe, heißt es naiv, mit ihr die Sparsamkeit des alten Herrn ausdrücken wollen. —

Derartige Wahrzeichen mußten sich früher Reisende, namentlich Handwerksburschen, als das Wandern noch mehr Sitte war, merken; die Kenntnis oder Unkenntnis derselben galt unter Umständen als Legitimation, das heißt als Beweis, ob der Handwerksbursch an dem Ort gewesen oder nicht. Bei dem Militär hat sich die Sitte noch erhalten oder vielmehr erneut, indem die Rekruten von ihren alten Kameraden meist immer noch mit diesen Sachen bekannt gemacht werden, sobald diese ihnen Berlin zeigen. Mit der Zeit freilich hat die Statue des alten Fritz und die Siegessäule alles andere in den Hintergrund gedrängt; sie sind die Hauptwahrzeichen in dieser Hinsicht geworden, zu denen der Fremde zuerst hingeführt wird.

2. Die weiße Frau auf dem Schlosse zu Berlin

Auf dem Schlosse zu Berlin ließ sich öfter, wie es hieß, eine weiße Frau sehen. Das ist auch noch so ein Stück alten Heidentums, was hierin haften geblieben, wie man auch anderweitig von einem solchen Spuk auf den Schlössern mancher edlen Familien zu erzählen mußte,

indem die Ahnfrau derselben auch so zu Zeiten umgehen sollte. Berühmt ist die Geschichte aber besonders geworden in dem Geschlecht der Hohenzollern, wo an ihren verschiedenen Niederlassungen die sogenannte weiße Frau bald als eine Art Schutzgeist desselben auftritt, der bei allen Familienereignissen seine Teilnahme bekundet, bald als ein unheimlicher Rachegeist, der umgeht. Gewöhnlich läßt die Sage das Gespenst in einem langen weißen Gewande und einer gleichen Haube mit hinten zurückgeschlagenem, langen Witwenschleier erscheinen. So wandelt es, heißt es, des Nachts zu Zeiten durch die Gänge langsamen, ernsten Schrittes; wer ihr begegnet und sie grüßt, dem dankt sie durch Neigen ihres Hauptes, spricht aber nie ein Wort.

Stehen Festlichkeiten bevor, dann hört man überall das geheimnisvolle Walten der weißen Frau. Türen springen auf und fallen wieder zu, Schlösser rasseln, und was des Geräusches mehr ist. Ist der Lärm vorüber, so strahlt alles in doppeltem Glanze zum Empfange der Gäste. Sind diese wieder fort, so wiederholt sich das Spiel, und so spät es auch in der Nacht geworden, des anderen Morgens ist alles wieder in Ordnung und an Ort und Stelle, ohne daß eine Menschenhand daran gerührt.

Auch sonst sieht die weiße Frau angeblich nach dem Rechten. Ist die Dienerschaft lässig oder verabsäumt ihre Pflicht oder führt gotteslästerliche Reden oder reizt jemand sie im Übermut, dann macht sich ihr Zorn durch Schläge, Steinwürfe und Schrecknisse aller Art bemerkbar.

Besonders beweist sie aber ihre Teilnahme an allem, was die einzelnen Familienmitglieder betrifft. Oft, wenn die Ammen zum Beispiel bei den fürstlichen Kindern eingeschlafen waren und plötzlich aufwachten, dann sahen sie die weiße Frau über die Wiege gebeugt stehen oder auf

ihren Armen das Kind herumtragen und warten. Wenn ihr plötzliches Erscheinen, wie zu Zeiten, einen Todesfall verkündete, dann trug sie meist an beiden Händen schwarze Handschuhe.

Dieser letzte Glaube nistete sich besonders in Berlin ein. Schon Joachim II. sollte durch sie alle Todesfälle in seiner Familie erfahren haben; aber erst 1598 bei dem Tode des darauffolgenden Kurfürsten, Johann Georg, fing man allgemeiner an, von der weißen Frau zu sprechen. Sie sollte sich acht Tage vor seinem Hinscheiden haben sehen lassen. Und zwar sagte man, es sei der Geist der Anna Sndow, der weiland schönen Witwe des Stückgießers Dietrich, die deshalb auch „die schöne Gießerin“ genannt wurde. Kurfürst Joachim II. hatte sie lieb gehabt und zu hohen Ehren gebracht. Sein Sohn Johann Georg aber hatte sie bei des Vaters Tode, trotzdem er ihm versprochen hatte, sie zu schonen, nach Spandau geschickt, wo sie in lebenslänglicher Gefangenschaft verblieb und deshalb nun nach ihrem Tode umgehen sollte.

Anderere meinten freilich, das Gespenst stamme aus Franken und sei mit den Hohenzollern erst hier eingezogen. Es sei eine Gräfin von Orlamünde, die auf der Plassenburg saß und von leidenschaftlicher Liebe zu Albrecht dem Schönen, einem Burggrafen von Nürnberg aus dem Hause Hohenzollern, entbrannt gewesen. Sie war nämlich verwitwet und hatte zwei Kinder. Da wurde, heißt es, ihr eine Rede Albrechts des Schönen hinterbracht, daß er sie wohl heiraten würde, wenn nicht vier Augen wären.

Die Gräfin glaubte, er meine damit ihre zwei Kinder: sie ständen der neuen Ehe im Weg. Da trug sie, wie die alten Chroniken sagen, blind von ihrer Leidenschaft, einem Dienstmanne, Hander oder Hager genannt, auf und ge-

wann ihn mit reichen Gaben dafür, daß er die beiden Kindlein umbringen möchte. Der ging auch hin, die Tat zu vollführen. Da sollen die Kinder ihm geschmeichelt und ängstlich gebeten haben:

„Lieber Hander, laß mich leben,
Ich will dir Orlamiunden geben,
Auch Plassenburg, des neuen,
Es soll dich nicht gereuen.“

So sprach das Knäblein; das Töchterlein aber:

„Lieber Hander, laß mich leben,
Ich will dir alle meine Docken (Puppen) geben!“

Aber der Mörder wurde hierdurch nicht gerührt. Später, als er noch andere Bubenstücke ausgerichtet hatte und gefangen auf der Folter lag, bekannte er: „So sehr ihn der Mord des jungen Herrn reue, der in seinem Anerbieten doch schon gewußt habe, daß er Herrschaften auszuteilen gehabt, so gereue ihn noch hundertmal mehr, wenn er der unschuldigen Kinderworte des Mägdeleins gedenke.“ — Nach anderer Sage hat die Gräfin die Kinder selbst getötet, und zwar hätte sie, heißt es, Nadeln in ihre zarten Hirnschalen gesteckt. Der Burggraf hatte aber unter den vier Augen die seiner Eltern gemeint und heiratete hernach die Gräfin dennoch nicht. Diese soll später fürchterliche Buße getan haben und ihr Geist seit ihrem Tode umgehen, um so den Rest ihrer Schuld abzubüßen. Bis das geschehen, heißt es, erscheint sie den Hohenzollern, ihnen ihre Seligkeit neidend.

Anderere freilich wollten nicht aus Franken, sondern von einer hohenzollernschen Prinzess, die nach Böhmen geheiratet, den Ursprung der weißen Frau herleiten. Die erwähnte Prinzessin war an Matthes von Rosenberg auf Schloß Neuhaus in Böhmen verheiratet. Er war, wie es

heißt, ein störrischer, wüster Gesell. Oftmals bat sie ihn, seinen Lebenswandel zu ändern; aber es fruchtete immer nur kurze Zeit, und er versiel bald wieder in die alte Schwelgerei, bis er sich endlich eine schwere Krankheit zuzog und erst auf dem Totenbette erkannte, wie viel besser er getan, wenn er den Lehren seines treuen Weibes gefolgt wäre. Auch sie starb bald danach; aber ihr Geist, sagt man, erscheine noch im Rosenbergschen Hause und bei allen, die mit demselben durch Heirat verwandt geworden sind, um bis in alle Ewigkeit für die Seligkeit der Ihrigen zu sorgen.

Wie verschieden man aber auch den Ursprung des Spuks erzählte, daß die weiße Frau sich zu Zeiten hier in Berlin auf dem Schlosse sehen ließ, das war sicher. Namentlich seit dem Tode Johann Georgs wurde das Gespräch immer allgemeiner, und man brachte, wie erwähnt, den Spuk mit der Anna Sydow, „der schönen Gießerin“, in Verbindung. Auch den Tod Johann Sigismunds sollte die weiße Frau durch ihr Erscheinen vorher verkündet haben. Namentlich war dann unter dem Großen Kurfürsten öfter von ihr die Rede. So im Jahre 1659, ohne daß freilich etwas darauf erfolgte, aber 1666 strafte sie böß einen, der ihrer gespottet hatte.

Als nämlich wieder viel Gerede von der weißen Frau war, hatte der Oberstallmeister des Großen Kurfürsten von Burgsdorf viel gehöhnt und gemeint, ihn gelüste es wohl, sie zu sehen. Wie er nun einmal aus den Gemächern des Großen Kurfürsten kommt und die Stiege hinuntergehen will, da tritt die weiße Frau ihm entgegen. Dreist redet er sie an: „Du Alte, hast du noch nicht Blut genug getrunken; willst du noch mehr holen?“ Da krieget sie, sagt ein alter Bericht, ihn bei dem Hals und wirft ihn

die Stiegen hinab, daß ihm sein Wams plaket und die Rippen krachen; doch ohne weiteren Schaden. Worauf der Kurfürst, das Poltern hörend und das Klagen, den Kammerpagen mit Licht sandte, um nachsehen zu lassen, was es gäbe.

Ein Jahr später — also im Jahre 1667 — behauptete Luise Henriette, des Großen Kurfürsten erste Gemahlin, sie habe, wie sie in ihr Gemach getreten, die weiße Frau an ihrem Schreibtische sitzen sehen, und ihr bald darauf erfolgender Tod gab zur Vermehrung des Geredes von der weißen Frau Veranlassung. Die Folgezeit bürgerte den Glauben an ihr Erscheinen nur immer fester ein. 1688 wollte man sie zum Beispiel vor dem Tode des Großen Kurfürsten wieder gesehen haben.

Beim Schloßbau im Jahre 1709 ward, wie Nicolai in seiner Beschreibung Berlins (vom Jahre 1786) berichtet, in einer Mauer ein weibliches Skelett gefunden, welches man für das der weißen Frau nahm und auf dem Domkirchhof ehrlich begrub und hoffte, sie würde nunmehr nicht wiederkommen.

Dennoch sollte sie noch beim Tode König Friedrichs I. im Jahre 1713 wieder eine Rolle gespielt haben. Als sie aber, heißt es bei Nicolai weiter, noch einmal unter Friedrich Wilhelm I. es wagte, machte der König kurzen Prozeß, ließ das Gespenst von der Wache gefangen nehmen und öffentlich in die „Fiedel“ (an den Pranger) stellen; worauf alles Spuken unterblieben.

Erloschen war freilich das Gespräch damit doch noch nicht ganz. Bedeutsame Ereignisse, die ihre Schlagschatten vor sich werfen, haben gelegentlich den alten Glauben immer wieder angeregt. Und die eigentümlichen Baulichkeiten im Schlosse mit den langen, im ganzen wenig er-

leuchteten Gängen, den vielen Treppen und Korridoren und all den weiten Räumen, was in der Stille der Nacht leicht etwas Unheimliches bekommt, tragen dazu bei, die Einbildungskraft jenem Glauben immer wieder gelegentlich einmal dienstbar zu machen. So wollte man zum Beispiel im Jahre 1840, als ganz Berlin für das Leben König Friedrich Wilhelms III. bangte — da außer 1540 immer im Jahre 40 jedes Jahrhunderts hier ein hohenzollernscher Fürst gestorben war —, wieder verschiedentlich die weiße Frau im Schlosse gesehen haben.

Hatte doch auch selbst ein Napoleon auf der althohenzollernschen Pfaffenburg in Franken zu Anfang vorigen Jahrhunderts bei den Erzählungen von dem Erscheinen der weißen Frau sich des Grauens nicht ganz ent schlagen können. Als Napoleon I. nämlich auf dem Hinzuge nach Rußland dort übernachtete, sollte ihm auch die weiße Frau als böses Wahrzeichen erschienen sein, obwohl andere meinten, der preußisch gesinnte Kastellan habe seine Hand dabei im Spiele gehabt. Jedenfalls war es aber doch Napoleon so unheimlich gewesen, daß bei der Flucht und Rückkehr aus Rußland, als er zufällig wieder auf der Pfaffenburg sein Nachtquartier nehmen sollte, so spät es auch schon am Abend war, er alles wieder aufpacken ließ und bis zum nächsten Ort weiterfuhr. Die weiße Frau hatte es ihm auch angetan! 7)

3. Der fliegende Chorschüler

Eines Tages verabredeten — es war noch zur alten katholischen Zeit — mehrere Chorschüler an der Marienkirche miteinander, daß sie auf den Kirchturm steigen und

dort aus den Krähenestern, deren sich eine Anzahl dort oben befand, die Eier ausnehmen wollten. Diesen Versuch führten sie auch aus und kletterten die Treppe hinauf. Als sie oben ankamen, ward zu einem der Schalllöcher ein Brett hinausgelegt, welches zwei der Schüler hielten, der dritte aber kroch auf diesem Brett hinaus, um in den Ritzen und Spalten des Turmes nach Nestern zu suchen. Er fand auch bald eine große Zahl derselben, gab jedoch seinen Gefährten kein einziges der Eier, welche er dort fand, und als sie ihn nun fragten, ob sie ihr Teil nicht erhalten würden, schlug er es ihnen rund ab, weil er sagte, er habe sich allein der Gefahr unterzogen und so wolle er auch allein die Frucht derselben genießen. Da wurden die andern böse und drohten ihm, daß sie das Brett loslassen würden, wenn er ihnen nicht augenblicklich einen Teil seiner Beute abgäbe. Weil er jedoch vor der Ausführung ihrer Drohung sicher zu sein wähnte, sagte er, das sollten sie nur tun, dann würden sie gewiß nichts bekommen. Aber kaum hatte er das gesagt, so ließen jene das Brett los, und der arme Chorschüler stürzte von der höchsten Höhe des Turmes hinab.

Nun hatte er aber seinen weiten Chormantel um, der bis unten hinab zugeknöpft war, so daß sich sogleich der Wind darunter fing, den Fall hemmte und ihn wohlbehalten und unverfehrt mitten auf den Markt hinabtrug, wo er zur größten Verwunderung der Käufer und Verkäufer ankam. Ob er jetzt seinen Gefährten ihren Anteil am Gewinn gegeben, weiß ich nicht; sie mögen aber auch wohl nicht mehr danach verlangt haben.

4. Der verräterische Stock

Schließlich kommt doch alles an den Tag! Da hatte einmal in alten Zeiten ein Bürger hier in Berlin von einem andern 50 Goldstücke geliehen, behauptete aber, als dieser sie wieder forderte, er habe sie ihm schon wieder gegeben. Die Sache kam vor den Rat. Kecken Schrittes erschien der Schuldner mit Hut und Stock in der Hand am Tage des Gerichts. Als es zum Eide kam, reichte er, wie zufällig, dem armen Gläubiger seinen Hut und Stock, daß er dieselben ihm so lange halte. Nun schwor er frech, er habe jenem das Gold schon zurückgegeben: er hatte es nämlich heimlich in den Stock, der hohl war, eingespündet.

Wie sie aber die Treppe nun hinabstiegen, ereilte ihn das Verhängnis. Denn als er den unglücklichen Gläubiger noch höhnte und einen Lügner schalt, weil er behauptet hätte, das Geld nicht zurückempfangen zu haben, übermannte diesen der Zorn, daß sie handgemein wurden. Dabei zerbrach der Stock, und der Betrug kam zu Tage.

Der meineidige Schuldner mußte nun nicht bloß alles wiedererstaten, sondern auch zur Strafe zeitlebens „eine seidene Schnur“ um den Hals tragen, welche die Stelle eines Strickes vertrat, den er eigentlich verdient hatte, und alljährlich kam der Scharfrichter, um sich von Amts wegen zu überzeugen, ob das auch geschähe, für welchen Dienst ihm jener jedesmal fünfzig Gulden auszusahlen hatte.

Als das alte Rathhaus noch stand, da zeigte man noch immer eine vermauerte Thür an demselben nach der Königstraße zu, wo einst die hölzerne Treppe hinuntergegangen wäre, auf der sich jenes Ereignis zugetragen hätte. Aber auch in Stendal erzählte man eine ähnliche Geschichte, und in der Katharinenkirche daselbst hängt noch ein halbver-

wischtes Bild, welches den Vorgang zum ewigen Andenken darstellen soll. Da ist es schwer zu entscheiden, wo die Sache eigentlich sich zugetragen hat.⁹⁾

5. Die drei Linden auf dem Heiligengeistkirchhof in Berlin

Auf dem „Kirchhofe des früheren Hospitals zum Heiligen Geiste“ (zwischen Heiligengeistgasse und Spandauerstraße) haben vor vielen Jahren drei gewaltig große Linden gestanden, die mit ihren Ästen den ganzen Raum weithin überdeckten.

Das Wunderbarste an diesen Bäumen war, daß sie angeblich mit den Kronen in die Erde gepflanzt waren und dennoch ein so herrliches Wachstum erreicht hatten. Aber dieses Wunder, heißt es in einem alten Bericht, hatte auch die göttliche Allmacht gewirkt, um einen Unschuldigen vom Tode zu erretten. Vor vielen, vielen Jahren lebten nämlich in Berlin drei Brüder, die mit der herzlichsten Liebe einander zugetan waren und mit Leib und Leben füreinander einstanden. So lebten sie glücklich und zufrieden, als dies Glück plötzlich durch einen Vorfall gestört wurde, den wohl keiner hätte ahnen können. Denn so unbescholtenen Wandels auch alle drei bisher gewesen waren, wurde doch der eine derselben plötzlich des Meuchelmordes angeklagt und sollte, obgleich er noch kein Geständnis getan, den Tod erleiden, da alle Umstände die ihm zur Last gelegte Tat wahrscheinlich machten. Noch saß er im Gefängnisse, als eines Tages seine beiden Brüder vor dem Richter erschienen und jeder derselben sich des begangenen Mordes schuldig erklärte. Kaum hatte dies der

zum Tode Verurtheilte vernommen, als auch er, indem er erkannte, daß seine Brüder ihn nur retten wollten, der That geständig wurde, und so auf einmal statt eines Täters drei vor Gericht standen, von denen jeder mit gleichem Eifer behauptete, daß er allein jenen Mord begangen.

Da wagte der Richter nicht, den Urteilspruch an dem ersten zu vollstrecken, sondern legte den Fall zuvor noch einmal dem Kurfürsten vor, welcher verordnete, daß hier ein Gottesurteil entscheiden solle. Er befahl daher, ein jeder der drei Brüder solle eine junge, gesunde Vinde mit der Krone in das Erdreich pflanzen, so daß die Wurzeln nach oben stünden; wessen Baum dann vertrocknen würde, den hätte Gott selbst dadurch als den Täter bezeichnet.

Dies Urteil sollte dann sogleich beim Anbruch des Frühlings vollzogen werden, aber siehe da! nur wenige Wochen vergingen, und alle drei Bäume, die man auf dem Heiligengeistkirchhofe gepflanzt hatte, bekamen frische Triebe und wuchsen bald zu kräftigen Bäumen heran. So ward denn die Unschuld der drei Brüder erwiesen, und die Bäume haben noch lange in üppiger Kraft an der alten Stelle gestanden, bis sie endlich verdorrt sind und anderen Platz gemacht haben.⁹⁾

6. Wo man Bernauer Bier holt

Das Bernauer Bier war einst weltberühmt. Sie hatten in Bernau für dasselbe auch eine merkwürdige Bierprobe. Sobald es geprüft werden sollte, wurde nämlich auf dem Ratsaal etwas davon über die großen gepolsterten Stühle gegossen. Wenn nun die Ratsherren sich hinsetzten und mit ihren ledernen Buchsen (Hosen) so fest saßen, daß sie beim Aufstehen den Stuhl mit in die Höhe zogen, dann

galt es als stark genug und probehaltig und durfte verzapft und ausgeführt werden, sonst nicht.

Von seiner Dauerhaftigkeit und Güte gab es nun in Berlin immer eine alte Geschichte, die zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges passiert sein sollte. Ein Junge aus Bernau, heißt es, war bei einem Berliner Schuhmacher in die Lehre gebracht worden, wo ihm nicht gerade goldene Tage blühten, denn die Meisterin führte ein strenges Regiment. Deshalb erschrak er gar sehr, als dieselbe ihm gleich in den ersten Tagen eines Nachmittags, als einige Gevattersleute zum Besuch einsprachen, eine zinnerne Kanne gab und ihm auftrug, Bernauer Bier zu holen. Daß es Bernauer Bier in Berlin geben könne, der Gedanke kam ihm nicht in den Sinn; zu fragen getraute er sich weiter auch nicht, und so wanderte er denn zum damaligen Georgen-, jetzigen Neuen Königstore hinaus, um aus seiner Vaterstadt Bernauer Bier zu holen. Spät Abends kam er dort an zum großen Erstaunen seiner Eltern, und dasselbe wuchs noch, als sie den Zusammenhang hörten. Was sollten sie aber mit dem Jungen machen? Nachdem er für seine Dummheit ausgescholten worden, fütterte ihn seine Mutter gehörig nach dem weiten Wege und schickte ihn zu Bett; den andern Morgen sollte er wieder zurück nach Berlin. Am andern Tage füllten sie ihm dann auch den Krug wirklich mit echtem Bernauer Bier und gaben ihm noch Eier, Speck und dergleichen an die Frau Meisterin mit, damit er sie etwas besänftigen könne. Der Junge wanderte auch zuerst rüstig fort, je näher er aber Berlin kam, desto unheimlicher ward ihm der Gedanke, der Frau Meisterin wieder vor die Augen zu treten. Endlich faßte er einen raschen Entschluß; er vergrub die Kanne in einen Steinhäufen und ging in die weite Welt.

Es waren damals wilde Zeiten, wo man nach einem solchen Knaben nicht weiter viel fragte; der Junge war eben verschwunden, damit war es genug. Gelegentlich sprach man wohl bei den Schuhmachersleuten noch davon, dann hörte auch dies auf.

Viele Jahre waren nun seitdem vergangen, da hielt eines Tages ein Reiter vor dem Hause des Schuhmachers. Es war unser Junge, der, inzwischen herangewachsen, Kriegsdienste genommen und es durch Mut und Tapferkeit bis zum Rittmeister gebracht hatte und nun seinen alten Lehrherrn und die Frau Meisterin, vor der er jetzt sich nicht mehr fürchtete, aufsuchte, als er gerade einmal durch Berlin kam. Die Leute wollten es zuerst gar nicht glauben, daß er der Junge sei, der ihnen mit der zinnernen Kanne, wie die Meisterin sich ausdrückte, „durchgegangen“ wäre. Da bestand er darauf, daß sie alle mit hinauskämen nach dem Bernauer Wege zu dem Steinhausen, in dem er die Kanne vergraben hatte; denn daß der noch da war, davon hatte er sich vorher überzeugt. Nun gingen alle, auch die Nachbarn, mit hinaus, und wie man die Steine wegräumte, siehe, da stand der Krug noch unverfehrt da, und, als man gar den Deckel hob, da hatte sich das Bernauer Bier nicht bloß gut erhalten, sondern war, wie es heißt, noch duftender und schöner geworden, denn zuvor.

7. Die Müggelsberge und die Prinzessin vom Teufelssee

„Zuzeiten,“ sagt Beckmann in seiner Beschreibung der Mark Brandenburg vom Jahre 1751, „läßt sich auf den Müggelsbergen ein Getöse von Jagdhörnern und

Gebell von Hunden hören.“ Es ist „die wilde Jagd“, von der man überall in der Mark, wo Wald ist, noch weiß, die angeblich auch hier über die Berge zieht.

Besonders spricht man aber noch viel von einem anderen Spuk daselbst, das ist der von der Prinzessin am Teufelssee. Einige sagen zwar, sie ließe sich auf dem Schloß in Köpnick sehen; dort sehe man öfters des Mittags oder des Nachts im Mondenschein ihren weißen Schleier oben von der Plattform, wo die Regalbahn ist, weithin wehen und höre auch oft deutlich ein Klappen, als ob jemand die Treppe mit den vielen Stufen hinabginge. Das ist aber nicht richtig oder ist etwas anderes, denn die Prinzessin hat ihr Wesen am Teufelssee.

Dort soll nämlich ihr Schloß in den See versunken sein. Andere meinen freilich, es sei nicht in den See, sondern in den Berg daselbst gesunken, und wo am Abhange desselben noch lange ein großer Stein unter alten Eichen gelegen, dort ginge es hinab. Da hätte man sie auch früher oft des Abends in der Gestalt eines alten Mütterchens am Stabe gebückt hervorkommen sehen, ein Kästchen voll schieren Goldes in der Hand; das sollte der erhalten, der sie erlöse, denn wegen Untreue sei sie von ihrem Bräutigam verwünscht worden. Aber wie dem auch sei, beim Teufelssee, der so verborgen im Walde lag und als unergründlich galt, da war ihr eigentliches Revier. Da hat man sie entweder zuzeiten auf dem Wasser als Schwan treiben sehen, der dann plötzlich verschwunden war, oder sie saß als schöne Jungfrau am Ufer und wusch sich und kämmte ihre langen, blonden Haare. Namentlich kam sie, wie es heißt, alljährlich am Johannistage herauf, denn das ist der Tag, an dem sie erlöst werden kann.

So sah sie einmal ein kleines Mädchen aus Köpnick.

Das hatte mit seiner Mutter Beeren im Walde gesucht, war aber von ihr abgekommen und irrte nun weinend am Teufelssee umher. Da hat es denn die Prinzessin mit sich hinuntergenommen in ihr Schloß und reich beschenkt wieder entlassen.

Wer aber die Prinzessin erlösen will, der muß sie, so wird behauptet, in einer bestimmten Nacht um 12 Uhr den langen Weg nach Köpnick hinein und dreimal um die große Kirche herum tragen. Einmal hat es auch schon einer versucht; aber es ist ihm nicht geglückt. Es war ein Fischer aus dem Riez von Köpnick, den soll die Prinzessin im Traum gerufen und ihm alles gesagt haben, was er tun müsse. Andere sagen, als er seine Netze am hellen Mittag einmal ausgeworfen, da sei ein mit vier Pferden bespannter Wagen, auf dem eine große, weiße Gestalt gesessen, von den Müggelsbergen heruntergekommen; die Pferde hätten aber keine Köpfe gehabt. Das sei die Prinzessin gewesen, und da habe sie ihm alles angegeben. Vor allem habe sie gesagt, er solle sich, wenn er das Wagnis unternähme, ja nicht umsehen und kühn zugehen, es komme, was da wolle, dann werde ihm auch nichts geschehen. Zur bestimmten Zeit stellte er sich auch ein, und zuerst ging alles ganz gut. Schlangen und anderes Ungetüm kam ihm in den Weg; er trat auf sie, als wäre es nichts, und schritt weiter. Allerhand Blendwerk kam ihm entgegen, ein großer Wagen, mit Mäusen bespannt, und andere Ungeheuerlichkeiten; es rührte ihn nicht. Selbst als die ganze wilde Jagd ihm entgegen kam, lauter wirre Gestalten, die Köpfe unter dem Arm, mit feurigen Augen und mit entsetzlichem Heulen, hielt er tapfer aus. Doch immer schwerer wurde die Prinzessin, wie federleicht sie auch zuerst gewesen, so daß er unter der Last nur so ächzte.

Schon war er inzwischen glücklich nach Köpnic hineingekommen und hatte den Gang um die Kirche angetreten. Bald war er am Ziel, — da leuchtet es plötzlich hinter ihm auf, als wenn ganz Köpnic in Flammen stände. Erschrocken sieht er sich um, — da entgleitet ihm die Prinzessin, und alles ist verschwunden; er hört nur noch ihr Wimmern, mit dem sie wieder versinkt, und zugleich trifft ihn ein Schlag, der ihn niederwirft, daß man ihn bewusstungslos dort fand und er nur noch wenige Tage lebte.

Das ist schon lange, lange her, und seitdem hat man nicht wieder gehört, daß es einer versucht hat. Überhaupt hat die Prinzessin mit der Zeit sich immer seltener sehen lassen. Aber richtig ist es doch des Nachts nicht am Teufelssee, und passieren tut doch gelegentlich immer noch etwas dort. Das ist ja noch nicht zu lange her, da war einmal ein Mann aus Köpnic am Johannisabend nach Müggelsheim, — der Pfälzer Kolonie, welche jenseits der Berge liegt, — gefahren, so daß es finster war, als er zurückfuhr. Wie er nun an den Teufelssee kommt, stutzen seine Pferde plötzlich und wollen nicht weiter, so daß ihm ganz unheimlich zu Mute wird und er sie nun mit aller Gewalt antreibt. Da bäumten sie sich hoch auf, und liefen im gestreckten Lauf davon. Ob die Prinzessin dagewesen, wußte er nicht genau anzugeben; aber in den Fichten ließ sich ein wunderbares Getöse hören, und allerhand seltsame Gestalten flogen zwischen den Bäumen dahin, so daß er Gott dankte, als er endlich glücklich zu Hause ankam.

Ein Bauer aus Rahnsdorf hat später noch einmal, als er auch bei Nacht des Weges fuhr — es war gerade heller Mondschein — eine weiße Gestalt leibhaftig an dem Stein sitzen sehen. Aber auch seine Pferde wurden so unruhig,

daß er genug zu tun hatte, sie im Zaum zu halten, und froh war, als er überhaupt bei dem Spuß gut vorbeikam.¹⁰⁾

8. Der Name von Köpnick und der große Krebs von Stralow

Im Müggelsee soll vor alten Zeiten ein großer Krebs gewesen sein. Das war aber kein gewöhnlicher Krebs, sondern ein verwünschter Prinz. Mit dem soll sich nun einmal eine eigentümliche Geschichte zugetragen haben, und zwar soll damit der Name von Köpnick zusammenhängen.

Die Gelehrten sagen zwar, der Name Köpnick rühre noch aus der alten Wendenzeit her und bedeute so viel als Schanze, Wall; in Köpnick aber hat man es von jeher anders erzählt. Es fischte nämlich einmal, erzählt man, ein Fischer im Müggelsee, da fing er einen großen Krebs in dem Netze, der sagte ihm, er sei ein verzauberter Prinz und wolle ihn zu einem reichen Manne machen, wenn er alles täte, was er sage, und ihn so erlöse; er solle ihn nach dem ersten Orte jenseits der Spree bringen und dort feilbieten. Der Fischer nahm den Krebs aus dem Netze heraus, vergaß aber, was er ihm gesagt hatte, und bot ihn diesseits der Spree in dem Orte, wo jetzt Köpnick liegt, auf dem Markt zum Kaufe aus. Sobald aber ein Käufer herantrat, rief der Krebs: „Kööp nich! Kööp nich!“ so daß niemand ihn kaufen wollte. Da gedachte der Fischer an jene Bedingung und ging jenseits der Spree nach Stralow, wo er ihn auch verkaufte. Weil er aber die Bedingung nicht gleich erfüllt hatte, war der Krebs nicht erlöst worden, und das ist der große Krebs, heißt es, den die Stralauer noch immer lange beim foge-

nannten Stralauer Fischzug am 24. August gezeigt haben. — Der Ort aber, wo der Fischer den Krebs zuerst ausgedoten hatte, erhielt, weil der Krebs immer „Kööp nich! Kööp nich!“ gerufen, den Namen Kööpnick.

9. Das Koboldhaus an der Dahme

An den Müggelsbergen spukte es früher allerorten. Auf der Südseite an der Dahme oder Wendischen Spree, wo jetzt Landhäuser stehen, lag ein einzelnstehendes Fischerhaus, das nannte man das Koboldhaus, weil ein Kobold dort sein Wesen getrieben. Ein Hauptschabernack von ihm war mit den Fischern, wenn sie des Nachts so nebeneinander auf der Streu lagen und schliefen. Erst machte er sich am Kopfsende zu schaffen und zog und zerrte die einzelnen so lange, bis die Köpfe in einer Linie lagen. Nun waren die Füße aber ungleich. Da sprang er nach der Seite hinüber und zog wieder so lange an den Füßen, bis diese eine Reihe bildeten. So ging es oft die ganze Nacht hindurch, daß die Leute keine Ruhe fanden. Sie versuchten es auf alle Weise ihn loszuwerden, aber vergeblich; nachher ist er dann endlich fortgekommen, man weiß nicht wie.

So leicht wird man nämlich einen Kobold nicht wieder los. Das erfuhr auch ein Knecht, der in der Gegend da diente und auch einen Kobold hatte. Als er nämlich desselben überdrüssig war und vergeblich alles versucht hatte, um ihn loszuwerden, da beschloß er in aller Stille fortzuziehen und den Kobold zurückzulassen. Wie er aber den Abend vor dem Ziehtag über den Hof geht, sieht er den Kobold bei dem Büttten (Brunnen) sitzen. „Was machst

du denn da?" fragt er ihn. — „J," sagte der Kobold, „ich wasche meine Bümpchen aus; morgen ziehen wir ja." Da merkte der Knecht, daß er ihn nicht los würde; und ist ruhig geblieben, der Kobold aber auch.

10. Das Grab des Riesenkönigs bei Rozis

Zwischen den Riesen, die auf den Müggelsbergen bei Köpnick, und denen, die südlich nach Mittenwalde zu um Selchow und Rozis wohnten, ist vor langen, langen Jahren einmal ein gewaltiger Kampf gewesen, in denen sie sich mit großen Felsblöcken geworfen haben, von welchen einige noch in der Nähe der genannten Dörfer liegen. In diesem Kampfe ist endlich der Riesenkönig gefallen, und da hat man ihn in dem sogenannten Hünenbette beim letztgenannten Dorfe begraben, und zwar hat man seine Gebeine in einen goldenen Sarg gelegt und den wieder erst in einen silbernen und dann in einen eisernen gesetzt, worauf man ihn tief im Berge vergraben hat. Gefunden hat ihn aber, so viel man auch nachgegraben, noch niemand.

11. Kohlhasenbrück

In der Nähe von Potsdam, auf der Straße nach Berlin, führt eine Brücke über die Bäche oder Telte, einen kleinen Nebenfluß der Nuthe, die Brücke heißt Kohlhasenbrück und hat von Hans Kohlhasen, einem Berliner Hofkamm, der zur Zeit der Kurfürsten Joachim I. und II. einst viel von sich reden gemacht hat, den Namen bekommen. Die Sache ist recht bezeichnend für jene Zeiten und war folgende.

Hans Kohlhasen war ein angesehenener Bürger zu Cölln an der Spree, der einen nicht unbedeutenden Pferdehandel betrieb. Was seine Bildung anbetrifft, ist zu bemerken, daß er sogar Lateinisch verstand. Einmal kam er nun mit einigen Pferden von Leipzig zurück, da wurde er in der Nähe von Düben durch die Leute des Junker von Zschwitz angehalten; er sollte sich ausweisen über die Pferde, es wären sicherlich gestohlene. Vergeblich, daß er seine Unschuld beteuerte, die Pferde wurden zurückgehalten. Da klagte er den Unfall seinem Kurfürsten Joachim I., und der erwirkte den Befehl vom Kurfürsten von Sachsen, daß ihm die Pferde vom Junker von Zschwitz zurückgegeben werden sollten. Inzwischen waren dieselben aber hinter dem Ackerpflug abgetrieben und schlecht im Futter gehalten worden, so daß Kohlhasen sich weigerte, sie zurückzunehmen, und Schadenersatz forderte. Als alle seine Bemühungen vergeblich waren und er nicht zu seinem Recht kommen konnte, da sandte er nach damaliger Sitte als freier Mann, dem sein Recht verweigert wurde, einen Absagebrief an den Landvogt von Sachsen, daß er des Junkers von Zschwitz und des ganzen Landes Sachsen abgesagter Feind fortan sein wolle, bis er zu vollem Recht und zu vollem Schadenersatz für alles, was er erlitten, gelange. Mit einer Schar verwegener Gefellen begann er auch nun das sächsische Land auf jede nur mögliche Weise zu schädigen und trieb bald die Sache so weit, daß die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg selbige beizulegen beschloßen und beiderseitig einige ihrer Räte nach Jüterbog schickten, wohin auch Kohlhasen kommen sollte, um seine Forderungen geltend zu machen. Der kam auch mit einem Gefolge von 40 Pferden; aber man ging unverrichteter Sache auseinander, da der Junker von Zschwitz

inzwischen gestorben war und seine Erben sich zu keiner Entschädigung bereit erklären wollten. Von neuem begann Koblhase das sächsische Land heimzusuchen, ja er brannte sogar die Vorstadt von Wittenberg nieder. Da schrieb Dr. Martin Luther an den gefährlichen Mann, wie unchristlich es sei, sich selbst zu rächen. Das machte auf Koblhase Eindruck, und heimlich kam er, als Pilger verkleidet, nach Wittenberg, um mit Luther über die Sache zu verhandeln. Luther versprach, sich der Sache anzunehmen; aber es war vergeblich, und die Geschichte spielte in der früheren Weise weiter, nur daß der Kurfürst von Sachsen es bei dem Kurfürsten von Brandenburg schließlich durchsetzte, daß er Koblhase auch auf märkischem Grund und Boden verfolgen und fangen lassen könne. Aber die sächsischen Späher und Landsknechte griffen ihn doch nicht. So kam das Jahr 1540 heran.

Da fiel Koblhase, auf den Rat eines seiner Spießgesellen, Georg Nagelschmidt mit Namen, auf den Gedanken, sich an seinen Kurfürsten selbst zu machen und ihn so zu veranlassen, sich wirksamer seiner anzunehmen, um dem Wesen ein Ende zu machen. Er überfiel den kurfürstlichen Faktor Drezscher, der mit Silberfuchen aus dem Mansfeldschen unterwegs war, in der Gegend, wo eben jetzt Koblhasenbrück liegt, nahm ihm die Silberfuchen fort und versenkte sie unter der Brücke in die Telte. Das bekam ihm aber übel. Denn nun wurde überall auf ihn und Nagelschmidt gefahndet und bei Leibesstrafe allen verboten, sie zu beherbergen, als sich das Gerücht verbreitete, sie seien in Berlin.

Wirklich fing man auch Koblhase, als man Haussuchung hielt. Er hatte sich beim Küster zu St. Nikolai in einer Kiste versteckt. Ebenso wurde Nagelschmidt im

Hause eines armen Bürgers am Georgentore aufgefunden. Beiden wurde der Prozeß gemacht. Kohlhase wollte man insofern begnadigen, als er nicht mit dem Rade, sondern mit dem Schwerte hingerichtet werden sollte, was für minder schmachvoll galt. Schon war Kohlhase bereit, dies anzunehmen. Da rief ihm Georg Nagelschmidt zu: „Gleiche Brüder, gleiche Rappen!“ „Ich will die Begnadigung nicht, ich will mein Recht,“ sagte Kohlhase, und so wurde er wie Nagelschmidt am Sonntage nach Palmarum im Jahre 1540 mit dem Rade gerichtet, obwohl es dem Kurfürsten leid getan haben soll, daß eine so tüchtige Natur ein solches Ende genommen. Ob man die Silberkuchen gefunden, berichtet keine Chronik. Die Brücke aber und der Ort, der später da entstand, bekam den Namen Kohlhasenbrück.

12. Schloß Grunewald

Im Grunewald ist manche Stelle, wo es nicht recht richtig sein soll; vor allem aber spukt es im Grunewalder Schloß. Waren einmal ein paar Fischer zur Herbstzeit im Schloß und hatten sich, nachdem sie bis spät am Abend gefischt, müde in dem Seitengebäude in einem eine Treppe hoch gelegenen Zimmer zum Schlafen hingelegt. Sorgfältig hatten sie die zwei Türen, sowohl die unten an der Treppe, als auch die andere, welche oben vom Treppensflur in das Zimmer führt, zugemacht. Auch die dritte Tür, welche nach der angrenzenden Kammer geht, war fest zu, wie sie denn auch keiner ohne die zugehörige Klinke überhaupt öffnen kann.

Als sie nun im tiefen Schlafe lagen, kam es laut und

vernehmlich „trott, tritt“ die hölzerne Treppe herauf, die Stubentür flog auf, und fausend stürzte es durch die Stube. Die Kammertür öffnete sich, und heulend wie ein Sturmwind zogs in die Kammer hinein. Dann war's still im Zimmer. Da mit einem Male fuhr es aus dem Schlot und polterte den Ofen hinab. Wieder war dann alles still. Die Männer aber waren gleich anfangs aufgewacht und zitterten und bebten vor Entsetzen, eiskalt fuhr es ihnen durch Mark und Bein, es wagte keiner aufzusehen, sondern alle zogen sich ihre Mäntel übers Gesicht, als es bei ihnen vorüberging. Als aber das Tosen und Poltern im Ofen vorbei war, fuhren sie auf, und im Nu, sie wußten selbst nicht wie, waren sie die Treppe hinunter und stürzten über den Hof in die Kutscherstube; erst da wagten sie aufzuatmen.

Ein anderes Mal passierte ähnliches, als sie in der Kutscherstube selbst schliefen. Da öffnete sich plötzlich die Pferdestalltür, und der Kutscher kam zitternd zu ihnen in die Stube, und hinter ihm raste es wie ein Wirbelwind, riß die Flurtür auf und fuhr durch den schmalen Flur nach dem Hofe hinaus. Als sie da ans Fenster eilten, sahen sie mit Schrecken, wie es im Mondschein wild auf dem Hofe und an den Wänden der Gemäuer herumjuchte und tobte wie die wilde Jagd, und ganz deutlich eine weiße Gestalt da herumstürmte. Derartiges wollen die Leute, die dort verkehren, öfters erlebt haben.

Namentlich soll aber der alte Kellermeister (der auch auf dem Bilde am Eingange abgebildet ist) des Nachts um 12 Uhr noch oft die große Wendeltreppe des Schlosses herabkommen und mit den Schlüsseln klappern. Auch fangen manchmal die alten großen Bratspieße unten in der gewölbten Küche an, sich von selbst zu drehen. Das Leben,

das hier früher gewesen zu der alten Kurfürsten Zeiten, erklärte dabei der Erzähler, ist noch nicht vollständig zur Ruhe gekommen, und damals ist auch manches passiert, was jetzt nicht mehr vorkommt. So soll in einem Zimmer des südlichen Flügels einmal jemand eingemauert worden sein. Einige meinen, es sei die schöne Gießerin Anna Sydow gewesen, welche Kurfürst Joachim lieb gehabt und deren Geist nun noch spuke; andere behaupten, es sei eine Hofdame, welche er geliebt und die seine Gemahlin während seiner Abwesenheit lebendig da hat einmauern lassen. Wunderlich sieht die Stelle allerdings aus, zumal eine kleine Wendeltreppe im oberen Stock sich gerade an sie anschließt und früher von dort auch nach unten geführt zu haben scheint; wer weiß aber, ob da überhaupt etwas eingemauert war, und die Treppe nicht einfach abgebrochen und die Stelle zugemauert worden ist?

13. Das Schildhorn bei den Pichelsbergen

Bei den Pichelsbergen bildet die Havel einen großen See. Da soll in alten Zeiten während eines großen Religionskrieges, wie die Leute sagen, ein Ritter, von seinen Verfolgern hart bedrängt, mit seinem Pferde hindurchgeschwommen sein. Als er nämlich auf seiner Flucht in die Landzunge jenseits bei Pichelsdorf geriet, riefen seine Feinde triumphierend aus: „Jetzt haben wir ihn im Sack.“ Er aber faßte sich schnell, gab seinem Pferde die Sporen und setzte in die Havel hinein, und wirklich trug ihn sein treues Tier die weite Strecke hinüber bis an das diesseitige Ufer, wo er zum Andenken seiner glücklichen Rettung „Schild“ und „Horn“ an einem Baume aufhängte. Davon heißt die Stelle „das Schildhorn“, die andere jen-

seitige Landzunge „der Sack“, weil seine Verfolger ausriefen: „Jetzt haben wir ihn im Sack.“

So wird die Sage gewöhnlich in Bichelsdorf erzählt. In Charlottenburg, d. h. im alten Diezow, sagt man, es sei „der letzte Wendenkönig“ gewesen. Bei Caput sei die Schlacht geschlagen worden, von der er flüchtig gekommen. Er sei glücklich hinübergekommen; aber sein Adjutant — wie es naiv heißt —, der es auch versucht, sei dabei umgekommen. Weiter wird dann angegeben, er sei Heide gewesen und habe, wie er in die Havel gesetzt, gelobt, da seine Götter ihn verließen, wolle er Christ werden, wenn der Christengott ihn rette und er glücklich hinüberkäme. So sei er es denn auch nachher geworden.

Dazu stimmen ältere schriftliche Aufzeichnungen, nach denen es der Wendenfürst Pribislaw von Brandenburg gewesen, welcher sich so auf seiner Flucht bekehrt hat (nicht Jaczo, wie man gewöhnlich jetzt angibt). Die Sache spielt zur Zeit Albrechts des Bären in den damaligen Religionskriegen, und unsere Sage führt den bisher dunklen Punkt in der Geschichte jenes Pribislaw näher aus und erklärt, wie er aus einem Heiden mit einem Male zu einem eifrigen Christen und Freunde Albrechts des Bären wurde. Denn nicht allein, daß er plötzlich in frommem Eifer den Gözentempel in Brandenburg zerstörte, er schenkte schon bei seinen Lebzeiten, da er kinderlos war, einen Teil seines Landes (die Zauche) dem Sohne Albrechts des Bären und setzte diesen dann selbst zum Erben seines gesamten Landes ein, damit es nur fortan christlich bliebe. Irgend ein bedeutungsvolles Ereignis muß da wohl diesen so entschiedenen Wechsel in seinem Verhalten veranlaßt haben.¹¹⁾

Wo aber die Geschichte schweigt, da hat die Sage auch ein Recht auf Berücksichtigung, zumal wenn sie sich, wie hier, so sichtlich an das übrige anschließt. So hat denn auch König Friedrich Wilhelm IV. auf dem sogenannten Schildhorn eine Denksäule errichten lassen, — einen Baumstamm aus Sandstein mit Andeutung der Zweigknorren, an dem ein metallener Schild hängt, während auf dem Stamme ein Kreuz aufgerichtet ist, — damit jeder, der diese Gegend besucht, der Zeiten gedenke, wo hier an der Havel nach hundertjährigen, blutigen Grenzkriegen einst christliches und deutsches Wesen den Sieg davon trug über die heidnische Wendenherrschaft und unter dem Zeichen des Kreuzes der Grund gelegt wurde, auf dem dann der brandenburgisch-preussische Staat emporspross.

14. Abenteuer der Kurrendeknaben in der Kirche zu Spandau

Die Spandauer Kirche war früher katholisch, und die Kurrendeknaben mußten die Kirche reinigen. Diese waren auch einst damit beschäftigt, und in ihrem Übermute spielten sie Karten. Da kam auf einmal einer an sie heran — es war der Böse — und wollte mitspielen. Ruhig gestatteten sie es auch. Als er aber eine Karte nach der andern fallen ließ, merkten sie wohl, daß es der Böse wäre, spielten aber doch weiter, und einer, der viel verlor, meinte sogar, ihn solle der Teufel holen, wenn er noch weiter verlöre. Er spielte weiter und verlor wieder. Da sprang der Böse auf, riß ihn zu sich, zog ihn mit in die Höhe, die Mauer tat sich auf und beide verschwanden. Und der Riß in der Mauer ist noch bis auf den heutigen Tag zu sehen und kann nicht übertüncht werden.

Auch ein anderes Mal soll durch den Übermut eines Kurrendeknaben etwas Merkwürdiges dort passiert sein. Bis vor 100 Jahren waren nämlich in der Kirche noch mächtig dicke Bücher, die an Ketten lagen. Darunter sollen auch das VI. und das VII. Buch Mose gewesen sein, welche wir jetzt nicht mehr haben, in denen aber, wie man allgemein erzählt, alle die alten Zaubergeschichten enthalten sind. Wie nun wieder einmal die Kurrende in der Kirche rein macht, kommen sie an diese Bücher, und vorwitzig, wie die Knaben sind, werden sie sich an dieselben machen und sehen, was darin steht. Kaum aber haben sie selbige aufgeschlagen und fangen an zu lesen, da wird auch die ganze Kirche von unten bis oben voll von allerhand Geistern. Natürlich überfiel sie eine furchtbare Angst, und es war noch ein Glück, daß der Prediger hinzukam, der fing an, das Buch rückwärts zu lesen — da verschwand der Spuk.

Ähnliches erzählt man auch in Bernau. Da fand einmal ein Knecht angeblich das VI. und das VII. Buch Mose, welche der Gutsherr hatte offen liegen lassen. Wie der anfing zu lesen, da füllte sich, heißt es, das ganze Gehöft mit Ratten, und als er weiter las, mit Raben, die kamen von allen Seiten herbeigeflogen, dann kamen lauter schwarze Männer und anderer Spuk. Zum Glück kam auch hier der Gutsherr hinzu und bannte alles, indem er anfing rückwärts zu lesen.

Die wahre Bibel, sagt man dort, liegt in Leipzig, die wird nie losgemacht. Nur Napoleon I. hat sie sich losmachen lassen, aber ist damit auch nicht weiter gegangen, als bis vor den Altar und hat dort darin gelesen. Da hat er denn gesehen, wie alles kommen würde in Rußland,

welche Generale ihm untreu werden würden u. s. w. Nichtsdestoweniger hat er den Zug nach Rußland doch unternommen.

15. Der Sackpfeifer und der Wolf

Als es noch Wölfe in der Mark gab, soll sich einmal folgende kurzweilige Geschichte bei Spandau zugetragen haben. „Da man nämlich,“ erzählt der alte Bekmann in seiner Beschreibung der Kur und Mark Brandenburg, „um die Wölfe zu fangen, hin und wieder gewisse Wolfsgruben gemacht, welche unten weit, oben aber etwas enge mit glatten Brettern ausgelegt sind: so ist ein Sackpfeifer, der in Spandau von seinem Gewerbe sich einen Trunk zu gute getan, des Weges gekommen und in eine solche Wolfsgrube hineingefallen, hat sich aber sehr verwundert, als er gewahr worden, daß die Stelle schon mit einem Wolf besetzt gewesen, welcher dazu über diese hastige Zusprache etwas beunruhiget worden und sein Mißfallen mit Weisung seiner Zähne zu verstehen gegeben. Hierüber hätte der verirrete Musicus sich nun wohl einige verlegene Gedanken machen sollen: allein der annoch frische Kausch hat ihm einen so guten Mut zugesprochen, daß er seine Sackpfeife zur Hand nimmt und dem Wolf eins vorspiellet, der auch nicht faul gewesen und mit seiner durchdringenden Stimme dem Concert einen guten Nachdruck gegeben und der Sackpfeife accompagniret. Wobei jedoch der Sackpfeifer nach seinen Pausen von der Instrumental- zur Vocal-Music geschritten, und bald ein Adagio, bald ein Presto, endlich auch ein Lamento angestimmt, und die Jäger solchergestalt herzugebracht, welche ihn von dem gefährlichen Bassisten befreiet.“